

## KAPITEL EINS

---

ADRIAN

*Steig aus, Adrian.*

Ich starrte weiter auf die Armaturen des Wagens, die Finger um das Lenkrad gekrallt. Das Herz pochte mir laut und donnernd in der Kehle. Fuck, das konnte doch nicht so schwer sein? Den Schlüssel abziehen, die Fahrertür öffnen, aussteigen.

*Du musst das nicht tun. Du kannst einfach verschwinden. Gib Gas, fahr' zurück nach München und blas das Ganze ab.*

Meine Finger tasteten nach dem Zündschlüssel. Nein – das war eine Scheißidee. Was sollte ich den Kollegen in der Kanzlei erzählen? Und Leon – was sollte ich Leon sagen? Dass ich ein beschissener Feigling war? Dass mein Versprechen, mein Leben zu ändern, nur leere Worte gewesen waren?

*Kontrolle, Adrian.*

Ich holte tief Luft, schloss die Augen und atmete langsam aus. Nein, ich war kein Feigling. Ich würde das durchziehen, verdammt noch mal. Ich brauchte wieder Kontrolle über mein Leben. Es durfte nicht so weiter gehen wie bisher. Ich hatte es Leon versprochen.

Energisch riss ich die Autotür auf, zog den Schlüssel ab und stieg aus. Die Luft war kalt, der Himmel grau verhangen und eine scharfe Windböe wirbelte feine Schneeflocken umher, die auf meiner Wange zerplatzten. Mit einer unwirschen Bewegung wischte ich sie beiseite und straffte meine Schultern. Es fühlte sich an wie der Gang zum Schafott. Aber zumindest sah ich dabei gut aus.

Ich öffnete den Kofferraum des Maserati, holte mein Gepäck heraus und schlug die Klappe energisch wieder zu. Ich würde das durchziehen, verdammt. Kein Zurück mehr. Im eisigen Wind zog ich den Kopf zwischen die Schultern, schloss das Auto ab und zog den Rollkoffer hinter mir her den Kiesweg entlang.

Auf der Website hatte das alles einladender ausgesehen. Kein Wunder, die Fotos hatten grüne Wiesen, blauen Himmel und blühende Haselnusssträucher vor einer traumhaften Alpenkulisse gezeigt. Heute bogen sich nur kahle Bäume im eisigen Wind und die Berggipfel verschwanden hinter dichtem Nebel. Selbst die senfgelbe Fassade des Jugendstilgebäudes, das dem moderneren Anbau vorgelagert war, wirkte kühl und gedämpft.

Langsam schritt ich über den Kiesweg auf die gläserne Pforte zu. Der Eingangsbereich sah tatsächlich nach einer Klinik aus, vom Rest konnte man das nicht behaupten. Nicht, dass ich wirklich geglaubt hätte, psychiatrische Krankenhäuser seien düstere Bauten aus dem vorigen Jahrhundert, in denen die Insassen in Zwangsjacken und

Gummizellen vor sich hin vegetierten. Aber der Begriff »Psychiatrie« weckte in mir immer noch merkwürdige und überwiegend unangenehme Assoziationen.

*Reiß dich zusammen, Adrian.*

Ich schob die Glastüren auf und war einen Moment irritiert, dass mich nicht der übliche Krankenhausgeruch empfing, diese Mischung aus Desinfektionsmitteln und dem Zitrusaroma von Reinigungsprodukten. Stattdessen roch es nach ... nichts. Wobei, ein Hauch von Tannenduft hing in der Luft, denn unterhalb der Treppe stand noch immer ein voll dekoriertes Weihnachtsbaum. Anfang Januar kam mir das ziemlich albern vor, wobei ich zugeben musste, dass ich kitschigen Weihnachtsschmuck immer albern fand.

Ich setzte mein bestes Pokerface auf und trat an die Pforte, hinter der eine blonde Frau mit Pferdeschwanz saß und mir entgegen lächelte. »Guten Tag, wie kann ich Ihnen helfen?«

Meine Hand zitterte leicht, als ich die Unterlagen aus der Innentasche meines gefütterten Sakos zog und sie ihr reichte. »Greifrath, Adrian. Ich bin hier ... angemeldet.«

Sie sah sich die Papiere durch – die Kostenzusage der Krankenkasse, die Überweisung meines Hausarztes, die Aufnahmebestätigung und den Patientenbogen, den ich auf der Website der Klinik heruntergeladen und ausgefüllt hatte.

*Letzte Chance*, raunte die Stimme in meinem Kopf. *Jetzt oder nie.*

Nein. Ich war kein Feigling. Und trotzdem, der Gedanke, dass die Unterlagen vielleicht unvollständig waren, dass mein Hausarzt irgendetwas vergessen hatte und die Aufnahme daran scheiterte, fühlte sich verlockend an. Einfach wieder gehen. In mein Auto steigen, nachhause fahren, einen Drink kippen ...

»Ah, da haben wir Sie ja.« Die Dame am Empfang tippte etwas in ihren Computer und sah mich mit breitem Lächeln an. »Herzlich willkommen, Herr Greifrath. Bitte warten Sie einen Moment, ich rufe Herrn Meisner vom Sozialdienst an. Er wird Ihnen Ihr Zimmer zeigen und Sie mit den Abläufen vertraut machen.«

Ich nickte zögerlich und ging nervös im Eingangsbereich auf und ab, den Koffer ließ ich am Tresen stehen. Ohne großes Interesse betrachtete ich die Gemälde, die an der Wand hingen. Laut Beschreibung handelte es sich um die Ausstellung einer lokalen Künstlerin, die in ihren Bildern eine bipolare Störung verarbeitet hatte. Für eine Amateurin waren die Gemälde erstaunlich ästhetisch, minimalistisch, mit wenigen Farben und harten Konturen. Teils ließen sich Figuren oder Umrissere ahnen, teils war es nur ein scharf kontrastierter Farbverlauf. Ich stellte mir gerade vor, wie sich die Bilder im Eingangsbereich meiner Penthousewohnung machen würden, da sprach mich jemand an: »Herr Greifrath?«

Ich wandte mich um. Hinter mir stand ein älterer Herr mit einer Nickelbrille, vermutlich in den

Fünfzigern. Sein dunkelblonder Haaransatz hatte sich schon weit über seine Stirn zurückgezogen, trotzdem trug er einen Pferdeschwanz und Koteletten. Mit den Birkenstocksandalen war er das pure Klischee des 90er-Jahre-Sozialpädagogen. Er reichte mir die Hand und ich schüttelte sie zögerlich.

»Herzlich willkommen in Voggenbrunn«, sagte er fröhlich. Beim Lächeln kräuselten sich die zahlreichen Fältchen in seinem Gesicht. »Hatten Sie eine gute Anreise?«

Wieder nickte ich nur. Eigentlich beherrschte ich Smalltalk, schon berufsbedingt, aber gerade war mir nicht danach. Ich war echt nervös. *Scheiße*.

»Schön. Dann kommen Sie mit, ich führe Sie ein wenig herum.«

Ich folgte Meisner die Treppe hinauf in einen großen, lichtdurchfluteten Bereich mit Tischen, gemütlichen Sitzcken, Kaffeeautomaten und Zeitschriftenregalen. Einzelne Gruppen von Leuten saßen zusammen, lasen oder spielten Karten. Die meisten waren leger gekleidet, in T-Shirt und Jogginghosen. Das erinnerte mich schon eher an ein Krankenhaus und weniger an eine Hotellobby. Ich schnaubte leise. Keine zehn Pferde würden mich dazu bringen, hier mit Jogginghosen herumzulaufern. Ich hatte immer noch einen Hauch von Stolz.

»Das ist unser Atrium«, erklärte Meisner. »Der gemeinsame Aufenthaltsraum. Jede Wohngruppe hat aber noch ein separates Wohnzimmer. Das hier ist übrigens Neubau 1, da drüben«, er deutete auf einen abzweigenden Gang, »geht es zum Neubau 2.

Da finden Sie das Schwimmbad, den Fitnessraum und die Sauna. Ist alles ausgeschrieben, damit Sie sich nicht verlaufen.«

Ich nickte. Der, laut Website, modern ausgestattete Fitnessraum war einer der Lichtblicke hier. Voggenbrunn war keine der exklusiven Privatklippen, von denen es am Alpenrand einige gab, sondern nahm auch Kassenpatienten auf. Immerhin konnte ich mich immer noch im Fitnessraum auspowern und dann eine Runde in der Sauna entspannen, wenn mir alles zu viel wurde.

Meisner führte mich in einen Gang linker Hand, der den Haupttrakt mit dem gelb getünchten Jugendstilgebäude verband, das ich bei der Ankunft vom Parkplatz aus gesehen hatte. »Das ist unser Altbau«, erzählte Meisner, »das Herzstück der Klinik, sozusagen. Im Erdgeschoss befindet sich der Speisesaal. Dort gibt es auch eine Terrasse zum Garten mit Sitzmöglichkeiten und einer Feuerstelle zum Grillen.«

»Sehr verlockend im Januar«, entgegnete ich trocken und Meiser lachte.

»Ja, da haben Sie recht. Aber manchmal tut ein Spaziergang an der frischen Luft trotzdem gut. Wir haben auch schon mal ein Wintergrillen veranstaltet.«

Ich seufzte, sein Enthusiasmus war schwer zu ertragen und ich bemühte mich, nicht zu abweisend zu wirken. Der Mann machte nur seinen Job und ich war freiwillig hier. Dass mich der Gedanke an gemeinsame Grillabende und Kaffeekränzchen nicht gerade antörnte, war nicht Meisners Schuld.

»So, da wären wir. Das ist Ihre Wohngruppe.«  
Vor uns lag ein Gang mit abzweigenden Zimmern rechts und links. Er erweckte eher den Anschein eines Hotelflurs, keine Spur von Gittern oder Gummizellen. Natürlich nicht. »Das ist das Stationszimmer«, erklärte Meisner und deutete auf die Tür auf der linken Seite. »Hier finden Sie unser Pflegeteam, das Zimmer ist rund um die Uhr besetzt. Dort ist die Patientenküche.« Er öffnete eine Tür rechter Hand und zeigte mir eine kleine, modern eingerichtete Küche mit einer angrenzenden Sitzcke. »Falls Sie mal selbst etwas zubereiten möchten, statt in der Kantine zu essen. Am Wochenende kochen unsere Wohngruppen auch oft gemeinsam.«

Ich nickte stumm. Irgendwie wurde ich dieses schale Schullandheimgefühl nicht los. Ich war hier, um mich um meine Bedürfnisse zu kümmern, verdammt, um dafür zu sorgen, dass ich wieder funktionierte. Nicht, um mit fremden Leuten zu kochen oder Brettspiele zu spielen. Hoffentlich war das ganze Brimborium optional.

»Das ist Ihr Zimmer.« Meisner klopfte an der Tür und schob sie anschießend auf. »Bitte schön.«

Unschlüssig betrat ich das Zimmer und runzelte irritiert die Stirn. Es war nett eingerichtet, hell, mit modernen Möbeln, die zwar einen billigen IKEA-Charme versprühten, aber immerhin nicht nach einem Krankenzimmer aussahen. Was mich jedoch überraschte, war die Tatsache, dass das Zimmer zwei Betten besaß. Auf dem einen saß ein hagerer

Mann in T-Shirt und Jogginghose mit einem Buch in der Hand, das zweite Bett war leer.

»Entschuldigen Sie«, begann ich zögerlich, »das muss ein Irrtum sein. Ich hatte ein Einzelzimmer gebucht, als Zusatzleistung.«

»Ja«, erwiderte Meisner gedehnt, »das tut uns leid, aber im Moment haben wir kein freies Einzelzimmer mehr. Im Erdgeschoss gab es einen Wasserrohrbruch und einige Zimmer mussten vorübergehend geschlossen werden. Aber keine Sorge, nächste Woche wird sicher ein Einzelzimmer für Sie frei. Ich hoffe, das ist kein Problem?«

Ich schluckte die patzige Antwort hinunter, die mir auf der Zunge lag, und nickte verkniffen. Toll, das ging ja gut los. Mein Interesse an diesem ganzen Therapiedebakel sank noch weiter. »Nein«, brummte ich tonlos. »Kein Problem.«

»Super.« Meisner strahlte. »Dann richten Sie sich in Ruhe ein. Ich bringe Ihnen noch Ihre Unterlagen.«

Ich nickte stumm, betrat den Raum und zog die Tür hinter mir zu. Warum tat ich mir das eigentlich an, verdammt? Ich kam mir vor wie ein Vollidiot.

»Hi, ich bin Martin.« Mein Zimmergenosse war aufgestanden und hielt mir seine Hand entgegen. Er war vermutlich Anfang vierzig, doch mit dem schüttereren Haar und der antiquierten Brille sah er älter aus. Deutlich älter als ich zumindest – und ich war auch schon fast vierzig. Ich kam nicht umhin, mich sofort zu fragen, weswegen er hier war, doch ich schluckte meine Neugier hinunter. Das ging mich nichts an. Ich hatte ja schließlich auch keine

Lust, jedem sofort meine Lebensgeschichte aufzutischen.

»Hi«, brummte ich und reichte Martin die Hand.  
»Ich bin Adrian.« War das hier so üblich, dass man sich mit dem Vornamen ansprach, auch wenn man sich kaum kannte? Noch so eine Sache, von der ich kein Fan war. Aber gut, offensichtlich war ich gezwungen, mit Martin ein Zimmer zu teilen, da ging die notwendige Distanz ohnehin schnell flöten.

Martin lächelte entwaffnend. »Willkommen in Voggenbrunn. Sorry für die Sache mit dem Zimmer.«

»Schon okay«, brummte ich. »Ist ja nicht Ihre Schuld.« Ich hievte den Koffer aufs Bett und begann meinen Schrank einzuräumen. Eine Woche, nahm ich mir vor. Ich würde eine Woche durchhalten und dann entscheiden, ob ich mir das wirklich zumuten wollte.

Martin legte sein Buch – dem Cover nach ein Thriller – beiseite und beobachtete mich aus den Augenwinkeln. »Hab dich vorhin ankommen sehen. Ist das deiner, der Maserati?«

Ich zuckte betont lässig mit den Schultern, konnte mir ein zufriedenes Grinsen aber nicht verkneifen. »Ja.«

Er stieß einen Pfiff aus. »Nicht schlecht. Quatroporte oder? Mann, so einen würde ich auch gerne mal fahren.«

Ich antwortete nicht darauf. Falls Martin hoffte, ich würde ihn zu einer Probefahrt einladen, hatte er sich geschnitten. Niemand außer mir fuhr dieses Auto. Schon gar kein ... ich schluckte das Wort hinunter. Ich musste aufhören, die anderen Patien-

ten hier wie Menschen zweiter Klasse zu behandeln. Ich war auch einer von ihnen. Zeit, das zu verinnerlichen.

Martin beobachtete mich dabei, wie ich sorgfältig meine Hemden aus dem Koffer in den Schrank legte. »Bist du Banker oder so was?«

»Schlimmer. Anwalt.«

»So für Strafsachen?«

Ich stieß einen amüsierten Laut aus. »Nein, Wirtschaftsrecht. Als Strafverteidiger würde ich keinen Maserati fahren.« Ich schob den Koffer unters Bett und warf Martin einen Seitenblick zu.  
»Bist du schon lange hier?« Wenn er mich duzte, konnte ich das auch.

»Bisschen mehr als zwei Wochen. Bin quasi Stammgast hier.«

»Aha.« Sprach das für oder vielmehr gegen die Klinik? Ich war mir nicht sicher.

»Du wirst dich bestimmt wohlfühlen«, fuhr Martin fort, »die Leute sind nett und sehr professionell. Ich kann dich rumführen, wenn du willst.«

»Nicht nötig«, erwiderte ich steif. »Ich –«

Es klopfte und Meisner trat ein, eine Mappe in der Hand. »Hier, das ist für Sie, Herr Greifrath. Das ist die Klinikordnung, der allgemeine Wochenplan, eine Übersicht über die Räumlichkeiten und der Speiseplan für die kommenden Tage.«

»Hm«, brummte ich und blätterte die Dokumente durch. Die Klinikordnung war frustrierend. Wer das Gelände verlassen wollte, musste sich abmelden, es gab feste Ruhezeiten, Alkohol und

Übernachtungsgäste waren tabu und den Therapie-sitzungen durfte man nur mit gutem Grund fernbleiben. Lästig, aber nicht überraschend, das meiste hatte ich schon im Internet gelesen. Über einen Abschnitt stolperte ich allerdings und sah Meisner spöttisch an. »Sexuelle Handlungen oder Kontakte bitten wir, zu unterlassen?«

Meisner lächelte unverbindlich. »Unsere Patientinnen und Patienten sind hier, um gesund zu werden, und wir geben uns Mühe, besonders die vulnerablen unter ihnen zu schützen.«

»Ja, schon klar.« Als hätte ich ernsthaft erwogen, mit einem der anderen Patienten ins Bett zu steigen. Dank der beengten Zimmersituation konnte ich mir nicht einmal in Ruhe einen runterholen, wenn mir danach war.

Ich unterzeichnete das Dokument und reichte es Meisner zurück. »War's das dann?«

»Fast. Sie müssten noch Ihr Handy abgeben.«

Irritiert runzelte ich die Stirn. »Mein Handy?«

»Es gibt feste Medienzeiten«, erklärte Meisner, »dann können Sie es gerne am Stationszimmer abholen. Genauso, wenn Sie die Klinik verlassen. Aber zu den Therapiezeiten möchten wir, dass Sie sich ganz auf sich selbst konzentrieren und nicht durch Familie, Arbeit oder die sozialen Medien abgelenkt werden.«

Mein Augenlid zuckte. Ohne mein Handy hatte ich keinen Zugriff auf meine E-Mails und damit auch keine Einblicke in die aktuellen Vorkommnisse in der Kanzlei. Zu Beginn des neuen Jahres

hielt sich der Arbeitsanfall in Grenzen, aber ich war immer noch Teilhaber bei Greifrath & Löw und wollte meine Fälle und meine Mandantschaft nicht komplett aus den Augen verlieren. Ganz abgesehen davon, dass mir mein Smartphone auch den unbegrenzten Zugang zu Pornos gestattete. Wobei, dank meines Zimmergenossen war das ohnehin keine Option.

Missmutig schaltete ich das Gerät aus und drückte es Meisner in die Hand. Kein Handy, kein Laptop, keine Privatsphäre – das konnte ja heiter werden.

---

## MATTHIAS

Ich betätigte erneut die Spülung und sah zu, wie der kläglichke Rest der fermentierten Blätter im Abfluss verschwand. Mein Puls wurde langsam ruhiger, aber die Schuldgefühle krampften noch immer meinen Magen zusammen. Ich war so ein erbärmlicher Versager. Zwei Wochen hatte ich seit dem Entzug durchgehalten. Zwei verdammte Wochen. Immerhin hatte ich nach dem ersten Joint sofort aufgehört und den Rest entsorgt, aber das war nur ein schwacher Trost.

Sicherheitshalber drückte ich die Taste noch einmal, um die letzten Krümel im Klo hinunterzuspülen. Wenn die Pflegekräfte oder Herr Doktor Beckmann mitbekamen, dass ich gekiffert hatte, würden sie mich hochkant rauswerfen. Zurecht. Scheiße,

was verdammt nochmal hatte ich mir dabei gedacht? Mit dem Gras war in den letzten Jahren nie irgendwas besser geworden. Wobei... na ja, manchmal schon. Kurzfristig. Wenn ich auf Marihuana wolken schwebte, war die Angst weit weg. Sie ließ sich aussperren, zumindest für eine Weile. Aber es war ein trügerisches Gefühl der Sicherheit.

Ich klappte den Toilettensitz runter, ließ mich schwerfällig darauf sinken und vergrub mein Gesicht in den Händen. Ich zitterte noch immer am ganzen Körper vor Frust und unterdrückter Wut auf mich selbst.

#### *Dramaqueen.*

Das Wort schoss mir unvermittelt in den Kopf und das Zittern wurde noch stärker, es kribbelte selbst in meinen Finger- und Zehenspitzen. Oliver hatte dieses Wort immer in einem liebevoll-spöttischen Tonfall gebraucht, bis es irgendwann zur Waffe geworden war. Wie alles, was er gesagt und getan hatte, irgendwann zur Waffe geworden war. Die kleinen Sticheleien, die bekümmerten Blicke, die Messenger-Nachrichten, ob es mir gut ginge – alles. Er hatte mein Leben in einen toxischen Müllhaufen verwandelt und mir das letzte bisschen Selbstvertrauen geraubt.

Jetzt saß ich hier, in dem kleinen, dunklen Bad meines Klinikzimmers, und kämpfte gegen die Tränen, die der Frust in mir aufsteigen ließ. Ich würde es nicht schaffen. Ich würde genauso kaputt und zerstört aus dieser Klinik herauskommen, wie ich zu Beginn des Entzugs gewesen war. Und dabei

hatte sich alles so gut entwickelt. Der Suchtdruck war unter Kontrolle gewesen, Yoga, Bogenschießen und Kunsttherapie halfen mir, mich zu entspannen, und in den letzten Wochen hatte ich nicht eine einzige Panikattacke geschoben. Bis gestern.

Ich konnte nicht einmal mit Sicherheit sagen, was der Auslöser gewesen war. Irgendwas, das Verena in der Morgenrunde erzählt hatte. Richtig, über ihre Eltern, dass sie hoffte, zum Geburtstag ihres Vaters entlassen zu werden. Und da war mir eingefallen, dass mein Vater auch in zwei Monaten Geburtstag hatte – und dass ich nicht wusste, ob ich ihn überhaupt wiedersehen konnte.

Allein der Gedanke daran trieb mir erneut die Tränen in die Augen und ich presste die Faust auf meinen Mund, um ein Schluchzen zu unterdrücken. Zoltán sollte mich nicht hören. Er war ein netter Kerl, hilfsbereit und empathisch, aber ich hatte Angst, dass er mich verpeifen würde. Und sei es nur aus falsch verstandenem guten Willen. Er neigte zu übertriebener Fürsorge.

Wie auf Kommando klopfte es an der Badtür. »He, Mat, alles okay?«

»Klar«, stieß ich hervor. »Längere Sitzung. Sorry.«  
»Bist du sicher?« Zoltán klang unschlüssig. »Du machst nichts Unüberlegtes da drin, oder?«

»Nein. Hab Verstopfung, das ist alles.«

»Hm«, machte Zoltán. Er schien nicht überzeugt. Kein Wunder, meine Stimme klang so brüchig wie mürrer Ton. »Brauchst du irgendwas? Im Stationszimmer haben die bestimmt –«

»Ich komm klar.« Mit Mühe verbannte ich den gereizten Tonfall aus meinen Worten. »Bin gleich fertig.«

»Okay. Ich geh noch ne Runde schwimmen vor dem Abendessen. Willst du nachkommen oder...?«

»Nein«, brummte ich. »Danke. Wir sehen uns dann beim Essen.«

Von Zoltán kam nichts mehr. Ich vernahm dumpf, wie die Zimmertür draußen auf und wieder zu ging und blieb wie versteinert auf dem Klodeckel sitzen. Was sollte ich jetzt tun? Frau Feefß beichten, dass ich rückfällig geworden war? Nein, dann würden sie mich aus der Klinik werfen. Die Regeln waren eindeutig: kein Alkohol, keine Drogen. Aber was, wenn demnächst ein unangekündigter Drogentest anfiel? Dann war ich am Arsch, das THC würde man garantiert noch nachweisen können, selbst wenn es nur ein Joint gewesen war.

Scheiße. Wieso war ich so ein furchtbarer Versager? Wieso hatte ich den Scheiß nicht einfach bleiben lassen? Ich hätte mit Frau Feefß sprechen können oder mit Herrn Beckmann, doch stattdessen hatte ich mir bei einer zwielfichtigen Gestalt an der nächsten Tankstelle ein Päckchen Gras gekauft und den Joint so hastig und verschämt aufgeraucht wie ein Teenager. War nicht einmal sonderlich guter Stoff gewesen, garantiert gestreckt. Aber er hatte seinen Zweck erfüllt und die Anspannung aus meinen Gedanken getilgt. Zumindest für eine Weile.

Mittlerweile war sie wieder da – mit unvermin-derter Härte. Und ich hasste mich dafür, derart

schwach geworden zu sein. Wenn ich nicht einmal für vier verdammte Wochen clean bleiben konnte, wie sollte ich da mein Leben wieder in den Griff kriegen?

Schwermütig rappelte ich mich auf und wusch mir am Waschbecken das Gesicht mit eiskaltem Wasser. Genug Trübsal geblasen. Ich hatte einen Fehler gemacht, okay, aber das würde mir nicht noch einmal passieren. Ab jetzt ließ ich die Finger von dem Zeug. Ein für alle Mal.

